



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Genealogisches. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Renan seien bis zur Frivolität oberflächlich. Man müsse sich bescheiden und sich dem Bekenntnis „eines großen Heroenhistorikers“ anschließen: „An dieser Stelle muß ein Mann gestanden haben, der eine Macht war; wie der Mann aussah, und wie die Macht sich gerade in ihm aufspeicherte, das wissen wir nicht, aber wir sehen die Wirkungen, und die Wirkungen festzustellen, das muß uns genug sein.“

Viel Geistreiches, dem wir bald zustimmen können, bald widersprechen müssen, vernehmen wir über Griechenland und Rom, über deutsches Kaisertum, Dorf- und Stadtleben, romanische Kunst und Renaissance und über das Maschinenzeitalter. Was Pastor über die heutigen Ausichten der Deutschen und zum Preise Wilhelms des Zweiten sagt, wird jeden Patrioten mit der reinsten Freude erfüllen, nur muß man, um diese Freude zu genießen, den naturwissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers vergessen, vergessen, daß dieses herrliche deutsche Volk doch auch nur eines der Werkzeuge ist, mit denen „der Stern“ sein Oberflächenbild geradlinig gestaltet.



Genealogisches

1



uf welchem wissenschaftlichen Gebiete gibt es für die Forschung eine Grenze? Die ehemals für undurchdringlich gehaltenen Scheidewände, durch die und über die hinaus der menschliche Geist, das niemals gesättigte Dursten nach neuen Quellen des Wissens, am Ende des Suchens angelangt zu sein schien, sind in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Höhen und in Tiefen gedungen, die vielfach bis dahin in ein mystisches und unerforschbares Nebelmeer getaucht zu sein schienen. Der menschliche Geist hat sich in seinem rastlosen Streben so viele Wege aufgedeckt, daß für die Wissenschaft, besonders auf dem Gebiete der Physik und der Chemie und in ihren der Praxis dienenden Anwendungen, grundsätzlich nichts mehr für unerreichbar gehalten wird.

Hierzu steht in einem gewissen Gegensatz die genealogische Forschung. Während sie früher, bis in das neunzehnte Jahrhundert hinauf, kühn und verwegen in ihren phantasievollen Aufstellungen und Behauptungen in nebelgraue Fernen zurückging, denen sie mit vieler gespreizter Grandezza die scheinbar ehrwürdige Toga tiefer Gelehrsamkeit umwarf und mit dem schillernden Schmuck bombastischer, gehaltloser Redensarten ausstaffierte, hat sie in den letzten Jahrzehnten die Grenzen ihres Forschungsgebiets wesentlich verengt. Sie hat den Horizont der Ursprungszeiten, in denen sie mehr kühn und gravitatisch als festen, gediegenen Schrittes umherstolzerte, stark eingezogen. Doch man darf deshalb keineswegs gering von der Genealogie denken; denn die Genealogie ist jedenfalls eine der ältesten Wissenschaften, ja höchst wahrscheinlich die älteste. Mit Recht sagt Gatterer, der 1761 bis 1762 sein „Handbuch der Genealogie

und Heraldik“ schrieb, das erste systematische Werk über diese Wissenschaft: „Genealogie gab es eher unter den Menschen als Geschichte.“ Und wenn wir diese scheinbar allzu kühne Behauptung prüfen, so werden wir von der Wahrheit des Satzes bald überzeugt sein; denn Genealogie, das Erforschen der Abstammung sowie der Fortpflanzung der Geschlechter in ihren individuellen Erscheinungen, war den Menschen zum Beispiel so naheliegend wie das anfangs doch sicher wenig geistiges Nachdenken erzeugende Beobachten der erscheinenden und verschwindenden Himmelskörper bei Tage und bei Nacht.

Die Genealogie ist aber nicht nur ihrem Alter nach ehrwürdig, sie ist es auch in ihrem Verhältnis zu so vielen Zweigen des Wissens. Daß sie mit der Geschichte untrennbar zusammenhängt, liegt auf der Hand; denn ohne Genealogie gibt es keine Geschichte, mag sich diese einem Gegenstande zuwenden, welchem sie will, mag sie sich mit Politik oder mit Kulturentwicklung oder mit sozialen Darstellungen oder womit immer befassen, die Genealogie bleibt für die Geschichtswissenschaft immer die Grundlage. In wie viele Angelegenheiten des politischen, sozialen, hygienischen, rechtlichen und Kulturlebens die Genealogie einschneidend wirkt, das hat uns Ottokar Lorenz in seinem Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie gezeigt. Wer der Ansicht ist, die Genealogie sei im Grunde nichts weiter als eine adliche Stammbaumspielerei, dem ist ihr Wesen ein Buch mit sieben Siegeln, der würde erstaunen, wenn man ihm von dem Zusammenhang und der Einwirkung der genealogischen Wissenschaft auf Staatswissenschaft, auf Gesellschaftslehre, öffentliches und privates Recht, Statistik, Naturwissenschaft, Physiologie, Psychologie, Psychiatrie usw. sprechen wollte. Mehr als je legt man gegenwärtig auf Vererbung nach ihrer psychischen und moralischen Seite besondern Wert, und zum Sprichwort ist geworden, was ehedem fast unbekannt war: erbliche Belastung. Und wenn wir das in diesem Falle unheimlich klingende Wort „Belastung“ fallen lassen, wenn wir Erblichkeit, Vererbung in gutem Sinne, in bezug auf edle Charaktereigenschaften nehmen, so bleiben wir auch dann im Gebiete der Genealogie.

In Fachkreisen, denen das Verständnis für den vielfältigen Wert der Genealogie nicht mangelt, ist man sich begreiflicherweise über den Wert dieser Wissenschaft durchaus klar, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß die Vielseitigkeit der Genealogie in ihren Anwendungen auf den mannigfaltigsten Gebieten, wie wir das schon ausgeführt haben, erst in der Neuzeit weit mehr als früher zur Geltung und Anerkennung gekommen ist. Aber auch heute gibt es viele „Gebildete“, die bei dem Worte Genealogie die Schultern zucken und über Heraldik lächeln. Das hat aber im Grunde genommen nichts mit dem eigentlichen Charakter der Genealogie zu tun. Das kommt aus der Verzerrung, wie sie sich in vergangenen Jahrhunderten zeigte, eine Verirrung, die gerade in der Neuzeit eine sehr scharfe, wenn auch sachliche Kritik hervorgerufen hat. Den Schein einer Spielerei verleihen der Genealogie (sowie der ihr versippten Heraldik, einer Hilfswissenschaft der Genealogie) die fast immer mit sehr viel Eifer, aber nicht immer mit Geschick betriebnen Familienforschungen adlicher Herren, die für manche Archive, Pfarrämter, Bibliotheken, und wo sonst Material für den Familienstammbaum gehant wird, ein gelinder Schrecken sind. Doch das schließt den

Wert genealogischer Familienforschung keineswegs aus, und es ist erfreulich, daß man diesem Gebiete gegenwärtig von der bürgerlichen wie der adelichen Seite ein reges Interesse entgegenbringt. Abgesehen von dem idealen Werte solcher Forschungen, bei denen man sich mit den Angehörigen einer weit zurückliegenden Zeit beschäftigt, wodurch Pietät gegen die Vorfahren und Familiensinn gefördert werden, können solche Klarstellungen der genealogischen Familienverhältnisse von großem praktischem Werte sein, die in Thronfolge, Successionsrechten, Majoratsbestimmungen, Erbberchtigungen, Anwartschaft auf Familienstipendien, Befugnis, bestimmte Wappen zu führen, und manchem andern mehr begründet sind. Es wird niemand bezweifeln, daß die Kunst, mag sie sich im Reiche der Töne oder mit der Palette oder mit dem Meißel beschäftigen, etwas hehres, hohes, den Menschen veredelndes genannt werden darf, und daran ändert Dilettantismus, der das Trommelfell beleidigt oder dem Auge, dem ästhetischen Empfinden Schmerz verursacht, gar nichts. Der Vergleich zwischen sach- und fachgemäßer Beschäftigung mit der Genealogie und dem Hineinpfuschen Unberufener liegt auf der Hand. Und wo es darin gipfelt, den Stammbaum in nebelgraue Ferne hinaufzuschrauben, eine Zeit als Anfang des Geschlechts kühnlich anzunehmen, über deren Aufstellung der Fachmann vergnügt lächelt, der sorgt dafür, daß der genealogische Scherz von den Montmorencys nicht stirbt. Erzählt man sich doch, einer dieses Geschlechts sei der Arche Noahs nachgeschwommen und habe flehentlich gerufen: *Sauvez, sauvez les papiers de la famille de Montmorency!*

Aber noch mehr als Dilettantismus hat die bombastische Gelehrsamkeit vergangner Zeiten mit ihren schwülstigen Auswüchsen dem Ansehen der Genealogie geschadet. Je weiter zurück man den Ursprung eines Geschlechts verlegte, desto berühmter glaubte man es zu machen. Konnte, was ja immer der Fall war, das kritische Auge den Nebel nicht durchdringen, worin man die Urstammväter der Fürstengeschlechter hineinversetzte, so nahm ihnen das von ihrem Nimbus nicht das geringste, vertiefte vielmehr den Kultus, der einem solchen hochbegnadeten Hause dargebracht wurde. So hatte man es von den Urvätern übernommen, so liebten es die Menschen von jeher. Wollten sie ihren Helden oder hervorragenden irdischen Schönheiten besonders wohl, so stellten sie ihnen einen Stammbaum aus, auf dem als Atavus ein Gott oder eine Göttin paradierte, die irgendeinen kleinen Fehltritt begangen hatte oder zu begehn genötigt worden war. Die Liebe der Götter und Halbgötter aller Zeiten ist, bis zu der morganatischen Ehe unsrer Tage, mit einem besondern Maßstab zu messen, wobei aber zu bemerken ist, daß die Genealogie bei einer morganatischen Ehe, einer Ehe ad legem Salicam, in der Folgezeit, zumal wenn männliche Nachkommen daraus hervorgehn, mitzureden hat. Hatte schon Homer die ausgesprochne Neigung, seine Helden auf die damals noch in Blüte stehenden Bewohner des Olymps zurückzuführen, so folgten ihm hierin die Genealogen Europas späterer Jahrhunderte, indem sie die Fürstengeschlechter, wenn irgend möglich, auf trojanische Heldenväter pflanzten. So wurde Aeneas, selbst Sprößling einer wilden Ehe und heute als illegitim geltend, nämlich ein Sohn des Anchises und der Aphrodite, sehr beliebt als Stammvater verschiedner west-

europäischer Herrschergeschlechter. Das hielt man für so selbstverständlich, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg (1414 bis 1485) am 28. April 1466 an seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich den Zweiten von Brandenburg (1413 bis 1471), von Italien aus schrieb: „Wir sind zu Troya In Türckischem weßen vertriben worden by unseren Herrn vnd sind gen Rom komen, die dritten Fürsten, die da warn mit Romischen keysern und konigen“ usw. Spukt hierin noch die genealogische Anlehnung an Aeneas, so hat sich um die Zeit, als der Markgraf dieses schrieb, die westeuropäische genealogische Neigung doch schon dahin verdichtet, daß man es im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert für eine besondere Ehre erachtete, die deutschen Fürstengeschlechter auf altrömische Stammväter zurückzuführen.

Dahin zielt auch die Fortsetzung des Briefes des genannten Markgrafen: „Aber von Rom vertriben vnd In das Reich komen vnd von den gnaden gotz vmb vnser guttat vnd fromkeit Im Reich durch Romisch keyser vnd konig hoher vnd großer worden, dann wir je gewesen seyn“ usw. Die Abstammung von einem römischen Geschlechte war damit schon gegeben. Legende, Dichtung und Eitelkeit halfen nach. So erzählt eine Sage, Papst Gregor habe einen Petrus Colonna, einen vornehmen Römer, weil er Anhänger Heinrichs des Vierten gewesen sei, aus Rom vertrieben. Colonna sei nach Schwaben gekommen und habe eine Burg erbaut, der er nach seinem italienischen Stammsitz Zagarolla den Namen Zoller gegeben. Tatsächlich gefiel sich Martin der Fünfte darin, der während des Konstanzer Konzils (1417) zum Papst gewählt wurde, seinen Geschlechtsnamen Colonna mit dem des Kurfürsten Friedrich des Ersten von Brandenburg in Verbindung zu bringen, wozu ihm — unglaublich und doch wahr! — das Zeichen der Brandenburger Erzkämmererwürde, ein goldnes Zepter im Wappen und als Helmkleinod der Hohenzollern, den Anlaß gab, da sein (redendes) Wappen eine Säule (Colonna = Colonna = columna) darstelle. Und doch hatte Friedrich erst 1415 Kurwürde und Erzkämmererwürde und damit auch diesen Bestandteil seines Wappens erworben.

Solche römisch-italienische Aufstellungen fanden sich aber durchaus nicht nur bei den Zollern. Mit den Zeiten ändern sich Anschauungen und Geschmacksrichtungen. Das trifft auch bei Anwendung der Genealogie für Stammbäume zu. Das siebzehnte Jahrhundert fand es — ein Fortschritt — patriotischer, die Herkunft der deutschen Fürstengeschlechter auf deutsche Stämme, insbesondere auf die Franken, zurückzuführen. Mit welchem Raffinement da fränkische Könige, Herzöge und Majores geschaffen und zu Stammvätern deutscher Fürstenhäuser gemacht worden sind, ist geradezu erstaunlich. Und es wurde sehr viel in Stammtafeln „gemacht“. Eine sehr beliebte stammväterliche Persönlichkeit war Pharamunt, König der Franken, „umb das jahr 417“ (so genau!), von dem eine Reihe deutscher Fürstenhäuser abstammt. Ferner Ega, ein Major-domus des Frankenkönigs Dagobert des Ersten. Unererschütterlich fest stand dann mehr als hundert Jahre lang als zollerischer Stammvater Tassilo, ein austrasischer Herzog am Hofe Karls des Großen, und „Graue von Zollern umb das Jahr 801“ (wieder so genau!). Mit ebensoviel Ausdauer als Selbstgefühl werden die Stammbäume der Welfen, der Zollern usw. von

diesen Helden bis auf die zurzeit lebenden Vertreter der Geschlechter zurückgeführt.

Bei dem damaligen Stande der geschichtlichen Forschung ist es nicht zu verwundern, daß sogar ein Friedrich der Große noch an Tassilo festhielt, wiewohl er (1750) die Ansicht aussprach, daß es sehr überflüssig wäre, dans les ténébres de l'Antiquité nach dem Ursprung seines Hauses zu forschen. Es sei ihm gleichgiltig, ob sein Haus von den Colonnas, den Wittekind, den Welfen oder einem andern Stammbaum herrühre; denn les Hommes, ce me semble, sont tous d'une race également. Trotzdem beginnt er die Geschichte seines Hauses mit Thassilon est le premier comte de Hohenzollern connu dans l'Histoire. Und doch weiß die heutige aufgeklärte Geschichte nichts von diesem Tassilo, oder vielmehr, sie weiß, daß das lauter Phantastereien sind. Es ist bezeichnend für das mühsame Durchdringen der streng geschichtlichen Forschung, daß der wackere Tassilo noch lange in den Genealogien als Stammvater seinen Platz behauptete, daß Stillfried und Märcker in den epochemachenden „Hohenzollerischen Forschungen 1847“ gegen dieses stolze Inventarstück mancher Ahnenbildergalerie noch vorgehen und ihm den Todesstoß versetzen mußten.

Hatte nun endlich die genealogische Forschung den realen, festen Boden streng urkundlicher Wissenschaft betreten? Wir werden sehen.

2

Vor wenig Monaten erschien ein umfangreiches Werk: „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern“*), das geeignet ist, sowohl der Aufgabe wegen, die es sich gestellt hat, als auch der Art und Weise halber, wie es diese Aufgabe gelöst hat, beachtet zu werden. Der Aufgabe wegen? Lag denn das Bedürfnis nach einer neu bearbeiteten Genealogie, einem hohenzollerischen Stammbaum vor? Diese Frage muß durchaus bejaht werden, und im Laufe der Arbeit ergab sich das sehr überraschende Ergebnis, daß der seinerzeit so geschätzte Stammbaum der Hohenzollern, den Stillfried 1869 herausgab, nichts weniger als das ist, für was er sich ausgab: authentisch zu sein. Nun begreift man, warum der so hochverdiente Mitarbeiter der Hohenzollerischen Forschungen (1847) und der Monumenta Zollerana (1852 bis 1861), Märcker, gegen diesen Stillfriedschen Stammbaum sofort Stellung genommen hat. Man hält es kaum für möglich, daß Stillfried, dem doch in seinen Monumenta Zollerana und in den „Forschungen“ für die ältere und spätere mittelalterliche Zeit und für die Folgezeit in den Archiven, Pfarrämtern, Epitaphien usw. ein so reiches Material zu Gebote stand, alles das nicht annähernd ausreichend benutzt hat, und daß hierdurch an seiner so berühmten Stammtafel sehr wenig authentisch war. Vergleicht man den Stillfriedschen Stammbaum mit den Angaben der „Genealogie“ durch alle Jahrhunderte hindurch, so drängt sich der Wert dieser gegenüber der

*) „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern.“ Nach den Quellen bearbeitet und herausgegeben von Julius Großmann, Ernst Berner, Georg Schuster, Karl Theodor Zingeler. Berlin, W. Moeser, 1905.

Stillfriedschen Stammtafel sofort auf. Aber auch dann, wenn die Stillfriedsche Stammtafel gut zu nennen wäre, war doch eine neu zu bearbeitende Genealogie der Hohenzollern geradezu eine Notwendigkeit geworden. Als Stillfried seinen Stammbaum verfaßte, stand die Genealogie des Urstammes der Zollern keineswegs fest. Unter Urstamm ist durchaus nicht die Reihenfolge der Zollern zu einer Zeit zu verstehen, wo Sagen, Legenden oder auch Mutmaßungen an Stelle urkundlicher Beweise gesetzt werden. Unter Urstamm versteht die vorliegende Genealogie die urkundlich nachweisbaren Zollern von 1061 bis zur Scheidung in die burggräflich nürnbergische Linie und die auf der zollerischen Stammburg verbleibende schwäbische Linie, jene der Ausgang für die Könige von Preußen, die heutigen deutschen Kaiser, diese fortblühend in den Fürsten von Hohenzollern und dem rumänischen Königshause. Zur vollen Klarlegung des zollerischen Urstammes hat die neue Genealogie die so ungemein wichtige Stammtafel des Erasmus Sayn de Frisinga benutzt, die älteste handschriftliche um das Jahr 1200 verfaßte Genealogie der Zollern, die sich im Gießner Codex Nr. 176 erhalten hat und in den Mon. Germ. Script. XXIV abgedruckt worden ist. Das konnte Stillfried nicht. Er konnte aber auch einer Reihe sonstiger wichtigen genealogischen Fragen nicht näher treten, weil er das Material dazu nicht hatte. Nun entwickelt sich klipp und klar die Geschichte des Urstammes, die Abzweigung der Hohenberger, die Scheidung in die zwei schon genannten, heute noch blühenden Linien. Klipp und klar ist auch die Abenberger Frage, die so viel Staub aufgewirbelt hat; denn heute und in der Folgezeit wird diese Streitfrage sicher nicht mehr auftauchen. Und diese mit so vieler anerkennenswerter Zähigkeit verfochtne genealogische Streitigkeit war wahrlich sehr geeignet, Unruhe zu erzeugen; denn sie bestritt den heutigen Trägern der preußischen Krone das zollerische Geburts- und Abstammungsrecht, machte sie vielmehr zu Abenbergern. Abgetan! Klipp und klar ist nur noch nicht, ob der erste Zollern-Hohenberger, Graf Burkhard, älter war oder sein Bruder Graf Friedrich der Zweite von Zollern, und klipp und klar ist auch nicht, was noch wichtiger erscheinen könnte, wer der Ältere der beiden Zollern war, Friedrich der Vierte, der Stammvater der Fürsten von Hohenzollern, oder Konrad der Erste von Zollern, der Burggraf von Nürnberg, wiewohl jahrhundertlang, bis zur Jetztzeit, die in Hohenzollern ansässig gebliebenen Zollern immer als die Nachkommen des ältesten Bruders galten.

Wir haben zum Schlusse des ersten Teils dieser Abhandlung die Frage aufgeworfen, ob sich die genealogische Forschung (der Zollern) nun auf den realen, festen Boden urkundlicher Forschung gestellt habe. Die vorliegende neue Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern kann hierauf mit Ja antworten, die bis dahin reichende genealogische Forschung sehr verdienter Historiker hat sich aber immer noch auf den schwankenden Boden mutmaßlicher Abstammung begeben. Und da ist zunächst der unermüdlige, aber auch für Gegengründe durchaus unzugängliche Ludwig Schmid zu nennen, dieser zollerische Geschichtsschreiber während eines langen Menschenalters. Er hatte es sich mit echt schwäbischer Zähigkeit in den Kopf gesetzt, die Abstammung der Zollern von der Herzogsfamilie der Burkhardinginger zu behaupten und — zu beweisen. An

Fleiß in der Sammlung des ihm notwendig scheinenden Materials ließ er es wahrlich nicht fehlen, auch mangelte ihm keineswegs die Gabe, scharfsinnige Schlüsse zu ziehn — aber weiter hat er es trotz aller Anerkennung seiner Forschungen nicht gebracht, als nur zu der wahrscheinlichen Annahme, daß die Zollern von den Burkhardingern abstammen. Und weshalb nicht? Weil wir aus jener Zeit keine urkundlichen Nachweise haben. Wo sind die deutschen Adelsgeschlechter, deren Urkunden über das elfte Jahrhundert zurückgehn? Daß damals viele schon bestanden haben, daß sie bedeutenden Güterbesitz innehatten, daran zweifelt niemand, aber wir wissen es urkundlich nicht, und vor allem standen in jener Zeit die Namen der Familien noch gar nicht fest. Der Name Burkharding ist ein mutmaßlicher Name, geformt nach mehreren Trägern des Namens Burkhard. Wahr ist, daß manche Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die spätern Zollern im Besitzstande der sogenannten Burkhardingern und ihrer Sippe waren, aber weiter kann man doch nichts behaupten als die Wahrscheinlichkeit dieser Abstammung. Die neue Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern hält sich von allen hypothetischen Annahmen fern, sie tritt mit Burkhard und Wezel de Zolorin 1061 wuchtig und fest auf — denn sie verwendet keine Hypothese, sondern urkundlich beglaubigte Nachrichten. Als Großmann, einer der Verfasser der vorliegenden Genealogie, Kaiser Friedrich diesen Standpunkt der zollerischen Genealogie darlegen durfte, da entgegnete der damalige Kronprinz: „Und das ist auch genug.“ Eine wie interessante Etappe stellen diese genealogischen Äußerungen der drei Hohenzollern von 1466, 1750 und vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts dar!

Es geht aus dem Vorstehenden hervor, daß sich die neue Genealogie durchaus an die Gesetze der neuern geschichtlichen Forschungen hält: Nichts behaupten, was nicht bewiesen werden kann. Und da ist es nun von Interesse, in die wissenschaftliche Kükstammer der Bearbeiter der Genealogie schauen zu können; denn sie haben uns alle Quellen, die sie benutzen konnten, aufgedeckt. Sie haben ferner die Zollern (1015 Mitglieder des Zollernhauses) mit 1546 Anmerkungen versehen, die teilweise geschichtliche Abhandlungen für sich bilden, besonders für die ältere Zeit, die mehr Anlaß gibt zu kritischen Erörterungen. Liegt hierin schon eine Besonderheit einer Genealogie, so ist es noch mehr der Fall in den weitem Beigaben eines Familienkalenders des Gesamthaus, einer Übersicht der Grabstätten der Hohenzollern, wobei die Merkwürdigkeit zutage tritt, daß überall in Europa Zollern ruhn mit alleiniger Ausnahme der Türkei. Mehrere Stammtafeln, Personen- und Ortsregister vollenden das Werk, das es — eine Seltenheit für solche Bücher — auf 622 Quartseiten bringt.

Auf genealogische Forschungen, wie zum Beispiel, daß Kaiser Wilhelm der Zweite mit dem Eid verwandt ist, daß König Alfons von Spanien mit der deutschen Kronprinzessin verheiratet ist, daß von der Gemahlin Rudolfs von Habsburg, Anna (Gertrud Gräfin von Zollern-Hohenberg), sämtliche heute in Europa regierenden christlichen Fürsten in direkter Linie abstammen, mit Ausnahme des Königs von Serbien, des Fürsten von Monaco und des Fürsten von Montenegro, und manche andre genealogische Untersuchungen und Entdeckungen geht die Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern nicht ein. Das ist auch gar nicht

ihre Sache. Aber sie schafft die feste Grundlage für eine wissenschaftliche Genealogie der Hohenzollern, führt sie uns alle vor, wie sie seit 1061 bis auf den heutigen Tag ins Leben traten, auch die Mitglieder der ausgestorbenen Linien. Und wir erfahren, welche Stellung sie im Leben eingenommen haben, ob sie Regierende waren, ob sie als Krieger im Felde standen und ihre Waffen bis nach Palästina trugen, oder als Gottgeweihte einem Kloster angehörten, oder was bei vielen männlichen Mitgliedern der Fall ist, als Domherren einem Stift angehörten, wobei es dann vorkam, daß ein solcher Domherr, um das Aussterben des Stammes zu verhindern, in den Laienstand zurücktrat und — immer mit Erfolg — heiratete. Was immer in einen Stammbaum hineingeht, haben wir hier beisammen. Das Horazische *nonum prematur in annum* trifft für die neue Genealogie ein; denn vor mehr als neun Jahren wurde sie begonnen, aber Wert behält sie für mehr als zwanzig, dreißigmal neun Jahre, wenn ihr damit auch nicht zugesprochen werden soll, daß sie über Irrtümer hinaus sei; denn das, was Menschen seinen Ursprung verdankt, bleibt dem Irrtum unterworfen.



Elisabeth Barrett-Browning

Von M. J. Minckwitz



Am 12. September 1846 vermählte sich der jugendkräftige Dichter Robert Browning mit der sechs Jahre ältern, kränklichen Elisabeth Barrett und schloß damit einen Ehebund, wie er schöner niemals auf der Basis unwandelbarer Liebe von geistig ebenbürtigen Menschen begründet worden ist. Für die Dichterin wurde diese späte Heirat (sie war 1806 geboren) zum starken Anker, der ihr gebrechliches Lebensschifflein noch volle fünfzehn Jahre sicherte. Denn das neuvermählte Paar flüchtete alsbald vor dem englischen Nebelklima, um von Italiens Sonne Heilung oder wenigstens Stärkung für die Kranke zu suchen. Der Aufenthalt im Süden wirkte Wunder, und das Wagnis glückte unter besonders schwierigen Verhältnissen. Zieht man die Briefe und die Dichtungen in Betracht, die auf diesen wichtigsten Lebensabschnitt der Dichterin Bezug haben, so erscheint es geradezu räthelhaft, wie sich dieser zarte Körper, in dem eine so überaus sensitive Seele wohnte, durch die schwersten Aufregungen hindurchgekämpft hat. Die Leidende quälte sich mit düstern Betrachtungen über ihren Gesundheitszustand, zugleich aber auch mit der festen Voraussicht, daß ihre Heirat die lebenslängliche Trennung vom Vaterhause zur Folge haben würde. Denn die Trauung mußte heimlich, die Abreise nach Italien ohne Abschied vom Vater erfolgen, der sein Jawort um keinen Preis gegeben hätte. In diesem Falle handelte es sich um die eigentümliche Marotte, herangewachsenen Söhnen wie Töchtern kein Anrecht auf eignes Familienglück zuerkennen zu wollen. Auch ein Bruder und eine Schwester der Dichterin, die ihrem Beispiel folgten, sahen alle später unternommenen Ausöhnungsversuche an dem Starrsinn des Vaters